

CAROL DELIGHT

Tempting
**DARK
NESS**

RETTE MICH

Enthält sensible Themen

Eine ausführliche Triggerwarnung befindet sich am Ende des Buches

TEMPTING DARKNESS

Rette mich

ISBN: 978-3-98942-052-6

Copyright: Carol Delight, 2024, Deutschland

Bildmaterial: Shutterstock, Freepik, Rawpixel

Korrektorat: Katharina Lorenz

Druck und Bindung: Smilkov Print Ltd, Blagoevgrad

Bestellung und Vertrieb: Nova MD GmbH, Vachendorf

Alle Rechte vorbehalten.

Federherz Verlag

Bergmannsweg 7

31867 Lauenau

www.federherzshop.de

Instagram: [@federherz.verlag](https://www.instagram.com/federherz.verlag)

*Für alle, die auf Männer in Uniform stehen.
Kniet nieder.*



Triggerwarnung

Meine Aufgabe ist es, dich zu beschützen. Deshalb obliegt es meiner Verantwortung, dich zu warnen: Sobald du dieses Buch aufschlägst, wird es dich in einen Sog ziehen und nicht mehr loslassen.

Die Geschichte steckt voller Dunkelheit, menschlicher Abgründe und Begierde. Du wirst dem Tod ins Auge blicken und dabei ein Lächeln auf den Lippen tragen. Eine Flucht ist nahezu unmöglich, das Buch – und ich – werden dich nicht lassen.

Es ist wohl deiner Naivität geschuldet, dass du immer noch nicht abgeschreckt bist. Wenn du glaubst, dass das hier ein seichter Liebesroman ist, muss ich dich leider enttäuschen. Dieses Buch ist alles andere als seicht; es ist brutal, blutig, spicy und voller Gefahren. Du wirst mehr als einmal in Schwierigkeiten geraten und um dein Leben bangen.

Aber sei dir gewiss, dass ich bis in den Tod gehen würde, um dich zu retten, Prinzessin.

Und jetzt sei ein braves Mädchen und lies endlich weiter!
Denn du willst es doch auch!

Prolog



Die Sonne wärmt mein Gesicht, der Wind fährt mir durch die Haare und ich habe das Gefühl zu fliegen, endlich frei zu sein. Aber dann öffne ich die Augen und befinde mich wieder am Hafen von Havanna, bin gefangen in diesem Leben und auf dieser verdammten Insel. Nichts zehrt so sehr an mir wie der Gedanke, endlich von hier wegzukommen. Endlich meinen Vater hinter mir zu lassen und frei zu sein. Aber jeder Versuch wird vereitelt, immer findet er mich und schickt mir seine Männer hinterher, die mich mal mehr, mal weniger freundlich zurück nach Hause bringen. Doch das hält mich nicht davon ab, es weiter zu probieren. Ich muss hier fort, für mich, für Mutter, für meine Zukunft ...



KAPITEL 1

Faviola



Eingeengt sitze ich zwischen meinen beiden Bodyguards auf der Rückbank und inhaliere die kühle Luft der Klimaanlage. Rafael und Leonardo sind beide breit gebaut und lassen kaum Platz für mich. Ich fühle mich wie ein Fisch in einer Sardinenbüchse. Aber mein Vater besteht darauf, dass mich seine Männer begleiten, wenn ich das Haus verlasse. »Zu deiner Sicherheit, *mi corazón*«, sagt er dann immer. Wohl eher zur Kontrolle, damit ich nicht wieder versuche abzuhausen. Würde ich die beiden Männer nicht schon seit meiner Kindheit kennen und uns dadurch so etwas wie eine Freundschaft verbinden, würde ich sie hassen.

»Sind wir bald da?«, frage ich genervt, ohne dabei jemanden Bestimmten zu meinen.

»Ja, Señorita Rodriguez, nur noch wenige Minuten«, antwortet mir der Fahrer. Er ist neu, daher kenne ich seinen Namen noch nicht. Der Letzte ist mit seiner Frau in die Staaten ausgewandert – wie gern ich das doch auch machen

würde. Einfach meine Koffer packen, ein Boot besteigen und nie wieder zurückblicken. Wäre da nicht mein Vater, könnte das sogar klappen.

»Gut«, murmle ich und setze meine Sonnenbrille auf. Kurz krame ich in meiner Handtasche herum, suche meinen Lippenstift und den kleinen Handspiegel. Nachdem ich beides gefunden habe, ziehe ich die dunkle Farbe auf meinen Lippen nach, die perfekt zu meiner bronzefarbenen Haut passt, und prüfe zum Schluss den Sitz meiner Haare. Sie sind noch immer glatt, was sich vermutlich wegen der Luftfeuchtigkeit draußen schnell ändern wird.

Den Ausschnitt meiner Seidenbluse rücke ich auch noch zurecht. Ich trage einen Spitzen-BH, den ich nur zu gern präsentiere. Hätte mich mein Vater heute so gesehen, hätte er mir einen Poncho übergeworfen. Aber zum Glück musste er mal wieder ›Geschäfte‹ auswärts erledigen, was auch der einzige Grund ist, warum ich das Landhaus verlassen durfte. Mein Wunsch nach frischem Kaffee ist dabei nur ein Vorwand, um endlich mal aus meinem goldenen Käfig herauszukommen. Daher fühle ich mich wie eine Rebellin.

Wenige Minuten später hält der Wagen vor dem kleinen Café und Leonardo – zu meiner Rechten – steigt zuerst aus. Er sieht sich um, rückt sein Jackett zurecht, sodass ich kurz einen Blick auf sein Schulterholster und die Waffe darin erhasche. Ich muss schlucken, die Präsenz von Waffen in meiner näheren Umgebung war mir schon immer unangenehm. Als er mir bedeutet, auszusteigen, komme ich der Aufforderung sofort nach. Kaum stehe ich auf der Straße, sauge ich die stickige Luft tief in meine Lunge. Ohne die beiden Hünen in direkter Nähe kann ich endlich wieder frei atmen.

Leonardo gibt mir nur einen winzigen Augenblick, bevor

er mich zur Seite zieht, damit Rafael aussteigen kann. Erneut bin ich zwischen den beiden Männern wie eingekesselt. Um das Trio komplett zu machen, steigt jetzt auch Mario aus, der vorn auf dem Beifahrerplatz gesessen hat.

»Bleiben Sie immer in der Nähe«, befiehlt er dem neuen Fahrer, der daraufhin mit »Sí, entendido«, antwortet.

Mario ist ein bisschen kleiner als Rafael und Leonardo, aber ebenso breit, und hat eine Glatze. Alle stecken sie in maßgeschneiderten Anzügen und tragen versteckt Waffen am Körper.

»Nur zu deinem Schutz«, höre ich wieder meinen Vater sprechen und muss ein Augenrollen unterdrücken. Wie sehr er doch mein Leben kontrolliert, selbst wenn er nicht da ist.

Der Wagen fährt an und Mario gesellt sich zu uns. Er ist der Älteste und Erfahrenste, daher hat er das Kommando. »Wohin jetzt, Señorita Rodríguez?«

Statt ihm zu antworten, drehe ich mich nur auf den Hacken um und stöckle davon. Doch es dauert keine Sekunde, da spüre ich bereits Leonardo und Rafael an meinen Seiten und Mario im Rücken. Sie flankieren mich, wollen mich so vor Blicken und Gefahren abschirmen, erzeugen damit aber das genaue Gegenteil: Aufmerksamkeit. Die Augen aller Passanten liegen auf mir. Sie mustern mich, manche abschätzig, manche bewundernd. Ich kann sie dadurch in zwei Kategorien einteilen: Unwissende, die keine Ahnung haben, wer ich bin und warum mich drei Männer begleiten. Sie denken vermutlich, ich sei irgendein Promi, der hier seinen Urlaub verbringt oder ein Landhaus besitzt. Und dann gibt es die Wissenden, Menschen, denen mein Nachname Angst einjagt und die über die Geschäfte meines Vaters bestens informiert sind. Diese Blicke sind abschätzend,

vorsichtig und die Leute halten sich fern. Niemand will sich mit Maceo Rodriguez anlegen.

Endlich kommen wir beim Café an und ich betrete den kleinen Laden. Mehrere der runden Holztische zu meiner Rechten sind besetzt und die Sonne strahlt durch zwei große Fenster von dort herein. Die Besitzerin, Rosita, steht wie immer hinter der Theke, die die linke Seite des Raums einnimmt, und bedient bereits eine Kundin.

»Ein Stück Kuchen und Kaffee, soll es sonst noch etwas sein, *Señora*?«

Die alte Dame schüttelt den Kopf, dabei bleibt ihr Blick an mir hängen und sie stockt. Es dauert eine Sekunde, dann weiten sich ihre Augen und sie öffnet erstaunt den Mund. Ich trete an sie heran, sehe auf sie herab und schwanke zwischen einem höflichen Lächeln und dem arroganten Heben einer Augenbraue. Sie nimmt mir die Entscheidung ab, indem sie sich an Rosita wendet und stammelt: »Ich habe es mir anders überlegt, ich komme später wieder.«

Rosita lächelt sie wissend an und verabschiedet sie. Nach dieser Kundin fliehen auch alle weiteren Gäste aus dem Café, lassen einfach volle Teller und Tassen stehen. Niemand will mit der Tochter des gefährlichen Maceos gesehen oder in Verbindung gebracht werden. Diese Ablehnung bin ich gewohnt, was aber nicht heißt, dass sie nicht mehr wehtut.

Ich atme tief durch, setze nun doch das falsche Lächeln auf und trete an Rosita heran. Sie ist kleiner als ich, hat eine Schleife in ihrem Pferdeschwanz und trägt ein lockeres Hemd. »*Buenos días*, Rosita, einen Mokka mit Karamellsirup zum Mitnehmen.«

»Natürlich, *Señorita Rodriguez*. Möchten Sie ihn wie immer draußen am Tisch trinken?« Ich nicke kurz, daraufhin

erwidert sie mein Lächeln und macht sich sofort an der Maschine hinter ihr zu schaffen. »Wie geht es der Familie?«

Desinteressiert sehe ich mich um, schaue durch die Fenster nach draußen und starre die Menschen an, die mich durch das Glas beobachten. Zu häufig fragen die Leute nach meiner Familie, dabei interessiere ich sie kein Stück. Alle wollen über mich nur an meinen Vater herankommen. Daher habe ich gelernt, damit umzugehen und nie zu viel preiszugeben.

»Meinem Vater geht es leider wie immer zu gut.« Ich kann den abfälligen Ton in meiner Stimme nicht zurückhalten. »Nur meine *abuela* macht mir in letzter Zeit Sorgen, sie schläft nicht so gut.«

»Oh, das liegt sicher am Wetter. Wenn es so schwül ist, schlafe ich auch immer schlecht.«

Die Kaffeemaschine rauscht und Stille kehrt zwischen uns ein. Ich bin froh, dass sie nicht weiter nach meinem Vater bohrt.

Unsicher blickt Rosita zwischen den Männern hin und her, begegnet dann wieder meinem Blick durch die Sonnenbrille und lächelt mich unsicher an. Ich kann es ihr nicht verübeln, dass sie sich von den Personenschützern eingeschüchtert fühlt. Der Mokka ist durchgelaufen, sie nimmt die Tasse unter der Maschine hervor, stellt diese auf eine Untertasse und schiebt mir das Getränk über die Theke zu. »Das macht fünf Dollar.«

Ich hole mein Portemonnaie aus der Handtasche, zücke daraus einen Zehn-Dollar-Schein und überreiche ihn ihr. »Passt so«, sage ich und ergreife die Untertasse.

»Vielen Dank, ich wünsche noch einen schönen Tag, *Señorita*.«

Ohne etwas zu erwidern, wende ich mich von ihr ab.

Sobald ich auf die drei Männer zugehe, stieben sie auseinander wie Fliegen.

Wie sehr wünsche ich mir einen Moment nur für mich allein, in dem ich ICH sein kann und nicht die Tochter des mächtigen Maceo Rodriguez. Dann würden mich die Menschen nicht fürchten und ich hätte nicht ständig das Gefühl, dass sie sich nur mit mir abgeben, um an meinen Vater heranzukommen. Dann könnte es zwischen Rafael, Leonardo und mir auch wieder so sein wie früher, als wir heimlich Alkohol getrunken und uns gegenseitig gruselige Geschichten erzählt haben.

Ich bin keinen Schritt weit gekommen, da sind mir die drei Männer wieder auf den Fersen. Mir ist nicht eine Sekunde des Friedens gegönnt. Als ich bei der geöffneten Tür ankomme, betritt ein hochgewachsener Mann den Laden, mit dem ich fast zusammenstoße. Ich schrecke zurück, der Kaffee schwappt gefährlich, bleibt aber in der Tasse. An meinem Ellenbogen spüre ich eine Hand, werde zurückgezogen und in der nächsten Sekunde steht Mario vor mir.

Doch der unbekannte Mann sieht mir über Marios Kopf hinweg fest in die Augen, sodass ich das Blau in seinen Iriden erkennen an – es erinnert mich an Meeresblau, an Freiheit. »*Perdón, Señorita*. Ich habe Sie nicht gesehen«, spricht er fast akzentfrei Spanisch. Wäre seine Haut nicht hell und sein mit grauen Strähnen durchzogenes Haar nicht blond, wäre mir kaum aufgefallen, dass er Ausländer ist.

»Passen Sie gefälligst auf, wo Sie hinlaufen«, pflaumt ihn Mario an.

»Schon gut«, versuche ich beide Männer zu beschwichtigen. Noch immer hält der Fremde meinen Blick fest, sieht nicht auch nur für eine Sekunde weg. »*Adiós*«, verabschiede ich mich von ihm, was er erwidert. Noch für eine Sekunde

bin ich wie festgefroren, kann nicht anders, als in sein markantes Gesicht zu blicken, sein stoppeliges Kinn zu mustern und in seinen tiefblauen Augen zu versinken. Dann kommt endlich wieder Bewegung in meine Füße und ich trete an ihm vorbei durch den Ausgang. Erst jetzt fällt mir auf, wie schnell mein Herz schlägt. Das hat es noch nie getan, erst recht nicht bei einem *Gringo*, wie er einer ist.

»Der Fahrer ist gleich da, um Sie nach Hause zu bringen«, erklärt mir Mario, der wieder an meine Seite getreten ist.

»Ich möchte aber noch meinen Mokka trinken«, will ich sagen, da fällt der erste Schuss.

Mario sackt neben mir zusammen, brüllt auf vor Schmerz und vor Schreck lasse ich die Tasse fallen. Sie zerspringt mit einem Klirren auf dem Asphalt und Scherben ergießen sich genauso wie der heiße Mokka auf die Straße. Gleichzeitig kreische ich, werde nach hinten gerissen und entkomme somit einer Verbrennung durch das heiße Getränk. Weitere Schüsse folgen, treffen die Mauer des Gebäudes hinter uns und auch die Fenster. Glas zersplittert und laute Stimmen rufen Unverständliches. Chaos bricht aus, ich werde noch weiter nach hinten zurück ins Café geschoben, während Leonardo und Rafael sofort in Stellung sind. Ich stolpere rückwärts, bis ich mit der Theke zusammenstoße. Ich werfe einen Blick über meine Schulter und sehe nur noch Rositas Pferdeschwanz, als sie hinter einem Vorhang verschwindet und vermutlich gerade zum Hinterausgang rennt. Als ich wieder nach vorn blicke, ziehen meine verbliebenen Personenschützer Mario ins Café. Sein Gesicht ist vor Schmerz verzerrt, seine Brust hebt und senkt sich in einem rapiden Tempo und er presst sich eine Hand auf seinen Oberschenkel. Blut dringt

zwischen seinen Fingern hervor – er scheint schwer verletzt.

Schwindel kommt auf, mir wird übel und ich muss mir eine Hand auf den Mund legen. Doch dann folgt bereits eine neue Salve Schüsse, ich schreie panisch auf, presse meine Hände auf die Ohren und sinke in die Knie. Leonardo und Rafael brüllen sich über den Lärm hinweg Anweisungen zu, postieren sich an den beiden mittlerweile zerstörten Fenstern und schießen abwechselnd nach draußen.

Plötzlich berührt mich etwas an meiner Schulter, wodurch ich zur Seite zucke und erschrocken aufschreien will. Eine raue Hand legt sich auf meinen Mund, unterdrückt so den Schrei. Ich blicke erneut in die tiefblauen Augen des Mannes, der mir jetzt so nahe ist, dass ich seinen Duft einatme: Er riecht nach Motoröl, Kiefern und harter Arbeit. Er legt einen Finger an seine Lippen und bedeutet mir damit, leise zu sein. Ich nicke stoisch, sogleich verschwindet seine Hand von meinem Mund und ich sauge die Luft tief in meine Lunge.

Er bewegt sich in geduckter Haltung vorwärts, hält auf den Tisch zu, der am weitesten von den Fenstern entfernt ist. Als er nach ein paar Schritten bemerkt, dass ich ihm nicht folge, dreht er sich zu mir um und streckt mir eine Hand entgegen. Ich zögere nur einen Moment, bevor ich ihm nachkomme, sie ergreife und mich von ihm zu dem Tisch führen lasse. Dieser ist gerade mal groß genug, dass ich mich darunter hocken kann. Als ich mich ganz klein gemacht und unter die Tischplatte gequetscht habe, legt er erneut einen Finger an seine Lippen und bedeutet mir, still zu sein. Ich nicke bloß als Antwort. Der Fremde dreht sich um, zieht einen weiteren Tisch heran, dreht ihn um und positioniert die Platte so vor mir, dass sich ein geschützter Raum ergibt und

ich von außen nicht mehr zu erblicken bin. Genauso wenig kann ich meine Bodyguards sehen, was mir ein ungutes Gefühl beschert.

Mein Herzschlag beschleunigt sich, meine Kehle wird trocken und ich schnappe unregelmäßig nach Luft. In meinen Ohren rauscht es mittlerweile, wodurch die Schüsse wie unter Wasser klingen. Etwas scharrt neben mir über den Boden und ich schreie auf.

Der Rand meines Sichtfeldes färbt sich schwarz, zieht sich immer enger, bis ich nur noch einen Punkt auf der Tischplatte vor mir erkennen kann. Die Dunkelheit holt mich wieder ein, verschlingt mich und reißt mich aus der Realität. Genau wie früher, als es für mich kein Licht mehr gab, um die Schwärze zu vertreiben. Seitdem ist sie mein ständiger Begleiter.

Jemand umgreift meinen Oberarm, woraufhin sich die Dunkelheit schlagartig zurückzieht. Blaue Augen tauchen vor mir auf, ich erkenne den Fremden. Er hat sich unter dem Tisch neben mich gequetscht, sein weißes Shirt ist mittlerweile verdreckt und auf seiner Khakihose – die mich ans Militär erinnert – sind Glassplitter zu sehen. Doch was mich den Atem anhalten lässt, ist die Waffe in seiner rechten Hand.

»Sind Sie ...«, wispere ich und rücke automatisch von ihm ab.

Sein Blick wandert von mir zu der Waffe und wieder zurück. »Nein«, erwidert er einfach nur.

Mit aufgerissenen Augen starre ich ihn an, weiß nicht genau, was ich von ihm halten soll. Wenige Schritte weiter kämpft Mario um sein Überleben, Rafael und Leonardo versuchen wahrscheinlich, die Stellung zu halten, und ein Fremder ist bei mir. *Gehört er etwa zu den Männern, die auf*

uns schießen? Mein Misstrauen ist geweckt. Ich denke an den Moment, als er den Laden betreten hat. Das war, kurz bevor das Feuer eröffnet worden ist. Könnte es also sein ...?

Ich fasse unterbewusst an meine Kette, spüre die glatte Oberfläche des Holzkreuzes, schicke ein Stoßgebet in den Himmel.

Eine Kugel bohrt sich in die Tischplatte vor mir, Holzsplinter fliegen nach allen Seiten und einer trifft mich an der Wange, sodass sich ein brennender Schmerz dort bemerkbar macht. Bevor ich zu lange darüber nachdenken kann, hechte ich zur Seite und renne.

»Rafaell!«, brülle ich, als ich ihn erkenne, und laufe auf ihn zu. Ich will nur weg von dem Mann mit den stahlblauen Augen und dem grimmigen Gesichtsausdruck.

Mein Bodyguard dreht den Kopf zu mir, sieht mich und reißt die Augen auf. »Faviola ...« Weiter kommt er nicht, denn im nächsten Moment trifft ihn eine Kugel in die Brust. Er wird nach hinten gerissen, keucht laut auf und prallt mit dem Rücken auf den Boden.

Mit einem Schrei auf den Lippen bleibe ich wie angewurzelt stehen, schlage die Hände vor den Mund und starre auf Rafael.

»Versteck dich«, ruft mir Leonardo zu, doch ich höre ihn kaum.

Ich kann mich nicht von dem Anblick losreißen, der sich mir bietet, und erwarte jeden Moment, Blut aus Rafaels Brust dringen zu sehen, das sein weißes Hemd rot färbt. Doch da ist nichts. Mit einem tiefen Atemzug kommt er wieder zu sich, hustet und mir schießen Tränen in die Augen. *Er trägt eine Schutzweste!*

»Verschwinde, Faviola«, keucht Rafael und richtet sich hustend auf. Er reibt sich über die Brust und lehnt sich gegen

die niedrige Mauer unterhalb des Fensters. »Hau ab!« Wütend starrt er mich an, als wäre ich der Feind.

Endlich kommt Leben in mich und ich wende mich ab. Doch sofort ist da der Fremde wieder. Er kniet inzwischen weiter hinten im Gastraum, hält seine Waffe in der Hand und sieht sich konzentriert um. Ich habe das Gefühl, dass das zu seinem täglichen Geschäft gehört. Damit verstärkt sich nur mein Verdacht, dass er ein Söldner ist oder zu einer Miliz gehört. *Ich sollte hier schleunigst verschwinden.*

Mir fällt der Hintereingang ein, durch den Rosita verschwunden ist. Also stürze ich auf die Theke zu, werde aber plötzlich von den Füßen gerissen.

»Vorsicht!«, schreit eine männliche Stimme, woraufhin zwei Schüsse folgen.

Ich stürze zu Boden, habe dabei freien Blick auf das Fenster, wo gerade ein Mann in schwarzer Kleidung getroffen zurückstolpert. Mein Gehirn war viel zu langsam, um zu verstehen, dass mich der Fremde gerade davor gerettet hat, erschossen zu werden, doch langsam sickert die Erkenntnis durch.

Rafael merkt anscheinend, dass hinter ihm etwas passiert ist, er dreht sich um, lugt aus dem Fenster und hebt seine Waffe. Doch er ist zu langsam. Eine Sekunde später ertönt erneut ein Schuss und er wird zurückgeschleudert.

»Neeiiin!«, schreie ich laut. Dieses Mal weiß ich, dass er tot ist. Ein roter Punkt prangt auf seiner Stirn, Blut rinnt daraus hervor und läuft in seine Augen und hinab auf den Boden.

Der Mann unter mir regt sich, schiebt mich von sich und ich finde mich auf allen vieren wieder. Ich krabble los, will zu Rafael, während Tränen meinen Blick verschleiern. Ich möchte zu ihm, ihn halten, um ihn weinen. Er ist ein Freund

gewesen, auch wenn ich seine Gegenwart nicht immer zu schätzen wusste. Doch jemand packt mich am Fußknöchel, zieht mich zurück und schleift mich über den Boden. Es brennt fürchterlich, als die Haut an meinen Knien aufreißt, weil ich nur einen Rock trage.

Da ich noch immer nicht weiß, ob ich diesem Mann vertrauen kann oder er mich einfach nur entführen will, drehe ich mich herum und trete mit meinem Absatz nach ihm. Trotz seines Alters ist er unglaublich schnell und packt spielend leicht meinen Fuß, bevor ich ihn auch nur erreichen kann.

»Wehr dich nicht, ich will dir nur helfen«, knurrt er mich an, zieht mich näher an sich heran, sodass er meine Hüfte packen kann.

Ich schreie auf, will mich gegen ihn wehren.

»Faviola!«, höre ich Leonardo brüllen, doch noch immer geht ein Kugelhagel auf das Café nieder und er hat alle Hände voll damit zu tun, dagegenzuhalten.

Ich bin auf mich allein gestellt! Vor Angst wird mir eiskalt und meine Finger zittern. Die Dunkelheit kehrt zurück, ruft nach mir und lockt mich zu sich.

Der Mann vor mir ist groß und stark, es fällt ihm viel zu leicht, meine Taille zu umschlingen und mit mir in seinem Arm über den Tresen zu rutschen. Dabei verliere ich meine Sonnenbrille, die herunterfällt und auf dem Boden in mehrere Teile zerspringt. Ungelenk komme ich auf der anderen Seite auf den Knien auf, bin aber noch immer zu betäubt von dem gerade Geschehenen, um zu reagieren. Daher wirft der *Gringo* mich über seine Schulter und beginnt geduckt den Rückzug.

Dieses Mal wehre ich mich nicht, sondern klammere mich an seinem Gürtel fest. Dabei fällt mein Blick auf die

Waffe, die er sich einfach locker hinten in den Bund gesteckt hat. Ich denke nur eine einzige Sekunde nach, dann ergreife ich sie. Ein paar Meter später quietscht eine Tür und wir treten nach draußen. Die Schüsse sind noch immer zu hören, klingen nun aber aus weiter Ferne. Ich werde auf meine Füße gestellt und sofort richte ich die Waffe auf den Mann.

»Keine Bewegung oder ich schieße«, schreie ich, doch meine Stimme zittert. Ich schüttle den Kopf, um die Dunkelheit zu vertreiben. Endlich kann ich den *Gringo* etwas genauer mustern.

Der Mann – der zwei Köpfe größer, doppelt so breit und sicher doppelt so alt wie ich ist – sieht mich einfach nur stoisch an. Seine Kiefer mahlen, was der einzige Hinweis darauf ist, dass ihm die Situation nicht gefällt. Mir springt eine metallene Kette um seinen Hals ins Auge. *Dogtags vom Militär?* Der Gedanke wird durch meine Panik verdrängt; ich muss hier so schnell wie möglich weg.

»Lass mich gehen«, wispere ich, bemerke meinen Fehler sofort und setze etwas lauter erneut an: »Ich gehe jetzt! Und du bleibst da stehen.«

Noch immer reagiert er nicht.

Panisch blicke ich mich um, mein Herz flattert in der Brust, meine Finger sind feucht und die Waffe ist viel zu schwer. Ich muss sie mit beiden Händen halten, um nicht zu stark zu zittern.

Nachdem ich mich etwas umgesehen und bemerkt habe, dass ich mich in einer Seitenstraße neben dem Café befinde, gehe ich langsam rückwärts. Ich kenne Havanna wie meine Westentasche, schließlich habe ich noch nie eine andere Stadt gesehen. Ich weiß also, dass ich mich, wenn ich zwei Häuserblocks weit komme, im Hinterhof einer Werkstatt verstecken kann.

Meine Beine beben, während ich mich immer weiter von dem Fremden entferne.

Er bleibt dort einfach stehen, als hätte er keine Angst vor mir.

»Allein kommst du nicht weit, *Señorita*.«

Er nennt mich Fräulein, als wäre ich noch immer ein kleines Kind. Dabei bin ich mittlerweile dreiundzwanzig Jahre alt. »Keine Sorge, das ist meine Stadt. Hier bin *ich* zu Hause, *Gringo*!«

Meine Worte scheinen etwas in ihm auszulösen, er verzieht das Gesicht und kommt dann mit schweren Schritten auf mich zu.

»*Mierda*«, fluche ich, drehe auf dem Absatz um und laufe davon. Natürlich muss er geahnt haben, dass ich noch nie eine Waffe auch nur in der Hand gehalten, geschweige denn abgefeuert habe. Ich komme nur wenige Schritte weit, da werde ich zurückgerissen und finde mich zum zweiten Mal an diesem Tag an seiner Brust wieder. Erneut dringt mir sein Geruch in die Nase, den ich vehement zu ignorieren versuche.

»Lassen Sie mich los! Wissen Sie denn nicht, wer ich bin?« Das lässt ihn innehalten und etwas Abstand zu mir gewinnen. Noch immer hält er mich am Arm fest, weshalb ich ihm wütend ins Gesicht blicke. Seine Augen erforschen meine intensiv, sodass ich eine Gänsehaut bekomme. Eine Strähne meines Haars wird mir ins Gesicht geweht und ich streiche sie schnell zur Seite – nicht, ohne zu bemerken, dass sie sich wie befürchtet mittlerweile wieder kräuseln.

»Eine kleine Zicke, die sich gegen ihren Retter wehrt?«

Ich öffne bereits den Mund, um ihm eine weitere Beleidigung an den Kopf zu werfen, da lässt mich das Quietschen von Reifen innehalten. Der Fremde sieht auf einen Punkt

hinter mir und ich drehe mich ebenfalls um. Ein schwarzer SUV hält vor der Querstraße, die Türen gehen auf und drei Männer mit Waffen springen brüllend heraus.

»Hände hoch!« »Lass das Mädchen los!« »Auf den Boden.« Die Stimmen überschlagen sich und erklingen durcheinander.

Ich kann nicht sagen, ob die Männer Freund oder Feind sind und bin dennoch erleichtert, nicht mehr allein mit dem Fremden zu sein.

Dennoch drehe mich zu ihm um und sehe ihm ins Gesicht.

Er erwidert meinen Blick, dann lässt er mich mit einem Ruck los und hebt wie befohlen die Hände.

»Drei Schritte zurück und umdrehen!«, erklingt der nächste gebellte Befehl.

Genau wie im Café liegt der Blick des Fremden jedoch nur auf mir, während er sich langsam um die eigene Achse dreht und dann auf die Knie geht. Selbst jetzt ist er noch fast so groß wie ich.

Die bewaffneten Männer stürzen auf ihn zu, zwei treten ihm in den Rücken, sodass er zu Boden geht. Kabelbinder werden ihm um die Gelenke gelegt, ein weiterer tritt in seine Rippen, dennoch bleibt er die ganze Zeit über stumm.

Jemand kommt an meine Seite und erst jetzt kann ich mich vom Anblick des Fremden losreißen. »Señorita Rodriguez, ich soll Sie zurück zum Anwesen bringen.«

Ich blicke dem Söldner ins Gesicht. Er kommt mir vage bekannt vor, daher vertraue ich ihm und lasse mir von ihm die Waffe abnehmen.

Nach kurzem Zögern steige ich – nicht, ohne mich noch einmal zu dem *Gringo* umzudrehen – in den schwarzen, gepanzerten Wagen. Mein Retter liegt auf dem Boden,

während ihn das Bein eines meiner Männer auf seinem Rücken dort hält. Sein Blick ruht auf mir. Ein Schauer erfasst mich.

Die Schüsse sind mittlerweile verstummt, der Kampf scheint vorbei.

Als der Söldner meines Vaters die Tür schließen will, halte ich ihn auf und frage: »Was ist mit Mario, Leonardo und ...« Ich schaffe es nicht, Rafaels Namen auszusprechen. Das Bild von ihm mit dem Loch im Kopf blitzt auf und ich muss schlucken.

»Die anderen kümmern sich um sie.«

Ich nicke bloß, die Tür wird geschlossen und ich schaue durch die getönte Scheibe nach draußen. Der Fremde wird gerade auf die Füße gezogen und in ein zweites Fahrzeug, das ich gar nicht bemerkt habe, gedrückt. Die ganze Zeit über wehrt er sich nicht, obwohl er vermutlich alle mit Leichtigkeit erledigen könnte. Und ich frage mich – obwohl ich es vermutlich nicht sollte –, ob ich ihn jemals wiedersehen werde.